

Jobschnipsel

SOPHIE SEEBERG

Bevor ich Sachverständige wurde, habe ich bei der Telefonseelsorge, in einer Beratungsstelle, einer heilpädagogischen Praxis, als Familienhilfe, als Paarberaterin, Elterncoach, in einem Institut für psychiatrische Begutachtungen und einer psychosomatischen Tagesklinik gearbeitet. Die Arbeit in der heilpädagogischen Praxis und dem Institut für psychiatrische Begutachtungen lief einige Jahre parallel zu meiner Sachverständigentätigkeit. Die Paarberatung und das Elterncoaching mache ich bis heute nebenbei – und zwar sehr gerne.

So habe ich nicht nur im Rahmen meiner Arbeit als Sachverständige skurrile Dinge erlebt, sondern eben auch in meinen anderen Jobs. Und wenn ich es recht überlege auch und vor allem in meinem Job als Bedienung in einem Café während meines Studiums... Hm. Die erzähle ich vielleicht ein anderes Mal, oder wenn wir uns einmal privat oder virtuell auf Facebook begegnen. Von den thematisch passenden Geschichten habe ich im Folgenden ein paar kurze Begebenheiten ausgewählt:

Die psychosomatische Tagesklinik, in der ich recht bald nach erfolgreichem Abschluss meines Studiums eine Stelle bekam, war spezialisiert auf Migräne und Tinnitus. Unter beidem litt ich seit meiner Jugend, fühlte mich also insofern schon mal ebenfalls spezialisiert.

Bei meiner ersten Therapiestunde saß ich dem vierundvierzigjährigen Herrn Cramer gegenüber, einem leidenschaftlichen Karaoke-Sänger (jeden Freitag und alle zwei Wochen auch am Donnerstag) mit Katzen- und Knoblauch-Phobie samt Zählzwang, insgesamt fünf verschiedenen Tics *und* Tinnitus, der Porzellanvögel sammelte, die aber unter dreizehn Zentimeter groß sein mussten. Ich hatte nicht mit dieser Fülle an Störungen gerechnet und fand seine Selbstbeschreibung äußerst verstörend. Als er mir dann berichtete, dass er noch nie Sex hatte (auch nicht mit sich selbst), entfuhr mir ein höchst unprofessionelles „Ernsthaft jetzt?!“. Danach war der Termin so gut wie beendet und unsere Therapeut-Klient-Beziehung in den folgenden Wochen

auf eher wackeligem Fundament. Ich schäme mich dafür noch heute in Grund und Boden.

Als ich in der heilpädagogischen Praxis arbeitete, meldete sich eine sehr verzweifelte Mutter bei uns, die dringend Hilfe mit ihrer fünfjährigen, äußerst zerstörungswütigen und unzugänglichen Tochter benötigte, aber nicht die finanziellen Mittel hatte, um aus eigener Tasche eine Therapie und Beratung bei uns zu bezahlen. Wir erklärten ihr, dass sie das auch nicht müsse, weil sie beim zuständigen Sozialamt einen entsprechenden Antrag stellen könne und wir ihr dabei gerne behilflich wären. Der Antrag wurde jedoch abgelehnt, ohne dass der zuständige Mitarbeiter Mutter oder Kind jemals gesehen hatte. Man war der Meinung, dass „die Mutter die Erziehung und Versorgung ihrer Tochter alleine bewältigen könne und keine Hilfe dabei benötige“.

Frau Bachmann war darüber so wütend, dass sie sich samt ihrer Tochter auf den Weg zum Sozialamt machte. Dort erklärte sie dem verdutzten Mitarbeiter, sie werde ihn nun eine Stunde mit der Tochter alleine lassen. Denn, was sie könne, könne er ja ganz sicher auch – oder besser. Kaum hatte das Kind bemerkt, dass die Mutter den Raum verließ, begann es zuverlässig das Büro des Mannes zu zerlegen und dabei so laut zu brüllen, dass die Mitarbeiter der benachbarten Büros kamen um nachzusehen, warum der Kollege im Nebenzimmer ein schreiendes Kind durch das Büro warf.

Die Hilfe wurde bewilligt. Umgehend.

Das Mädchen stellte sich sehr schnell als schwerhörig *und* hochbegabt heraus. Mit der entsprechenden Hilfe kehrte bald wieder Frieden in der Familie ein.

Mir gefällt an der Geschichte so sehr, dass Frau Bachmann sich nicht einfach traurig und verzweifelt fügte, sondern dass sie wütend wurde und handelte. Wenn auch sehr unkonventionell.

Im Institut für psychiatrische Begutachtung war ich für die psychologische Testdiagnostik zuständig und hatte meist mit Menschen zu tun, bei denen es fraglich war, ob sie als berufs- oder arbeitsunfähig einzustufen waren. Hin und wieder ging es auch um die Einschätzung der Schuldfähigkeit.

Glücklicherweise kam ich nie in die Verlegenheit Prognosegutachten zu erstellen. Ich könnte ungeeigneter kaum sein, denn ich befürchte, ich würde vor lauter Angst, eine falsch positive Prognose zu stellen und damit einen Vergewaltiger oder gar Mörder wieder auf die Menschheit loszulassen, sicherheitshalber gar niemanden mehr auf freien Fuß setzen. Generell scheine ich für das Strafrecht wenig geeignet zu sein, zumindest dann nicht, wenn es um Mord und Totschlag geht. Meine Fortbildung in Tatortanalyse, Tathergangsanalyse und Profiling führte bei mir zu wochenlangen Schlafstörungen sowie massivem Unwohlsein in Tiefgaragen, Parks, U-Bahnstationen und ... irgendwie überall. Nein, schwere Gewaltdelikte sind wohl für mich einfach ...zu schwer.

Was ich gut aushalten konnte, war ein völlig harmloser Bankräuber. Den hatte ich nämlich einmal im psychiatrischen Institut zu begutachten.

Der Mann hatte die wahrlich stümperhafte, klobige Kopie einer Pistole aus einem Regalbrett ausgesägt und schwarz angemalt. Damit hatte er aber offenbar genug Angst und Schrecken verbreitet, dass niemand bemerkt hatte, dass er damit höchstens würde werfen können. Nach erfolgreichem Raub von zwei Alditüten voller Geld verschwand der Räuber in einen Biergarten direkt neben der Bank zwischen den vielen Menschen und bestellte sich eine Maß samt Schweinshaxe. Interessanterweise wurde er nur deshalb gefasst, weil er seinen Geldbeutel zu Hause vergessen hatte und mit dem Geld aus einer der Alditüten zahlen musste.

Man kann das das Sitzen im Biergarten nun für einen äußerst coolen und noch dazu geradezu genialen Schachzug eines gewieften Verbrechers halten. War es aber nicht.

Auf Nachfrage erklärte der Herr Bankräuber, er habe „halt so einen Hunger“ gehabt. Am Morgen sei er wegen der ganzen Waffenbastelei nicht zum Frühstück gekommen und habe dann nach erfolgreichem Raub ganz dringend was essen müssen. Drum sei er eben in den Biergarten direkt neben der Bank eingekehrt.

Für meine Arbeit als Sachverständige und die dabei notwendige Zusammenarbeit mit verschiedenen Familienhilfen war ein großer Gewinn, dass ich im Rahmen meiner Tätigkeit in der Heilpädagogischen Praxis auch

hin und wieder selbst als Familienhilfe gearbeitet hatte. Denn so hatte ich am eigenen Leib beziehungsweise der eigenen Psyche erlebt, wie schwierig es sein kann, professionellen Abstand zu wahren, wenn man den Menschen so nahekommt und streckenweise quasi mit ihnen lebt. Dabei ist dieser Abstand von immenser Wichtigkeit, weil man sonst Gefahr läuft den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen.

Mir hat die Arbeit als Familienhelferin viel Freude gemacht, weil ich das Gefühl hatte „richtig“ helfen zu können. Natürlich gab es dabei auch Rückschläge – im wahrsten Sinne des Wortes. Es war nämlich oft unglaublich schwer, Eltern klar zu machen, dass es eben *nicht* in Ordnung war, sich gegenseitig oder gar die Kinder zu schlagen. Wenn ein solches Verhalten erst einmal gelernt und als normal empfunden wird, braucht es viel Geduld und Durchhaltevermögen auf beiden Seiten, um das zu ändern.

Ich hörte mehr als einmal das bizarre Argument, man könne mit allem was einem gehöre so umspringen, wie man es für richtig halte. Eine Mutter nahm dabei sogar ein Sofakissen zur Hand und brannte mit ihrer Zigarette ein kreisrundes Loch hinein. Es sei schließlich ihr Sofakissen. Und eben auch ihr Kind. Und wer ich sei, dass ich ihr das untersagen wolle. Dass sie damit einen nicht unwesentlichen Hinweis auf die mögliche Ursache der kurz darauf entdeckten Brandwunden am Arm ihres Kindes gegeben hatte, schien sie nicht weiter zu stören.

Aber neben echter Dramatik ereignete sich auch in diesem Beruf viel Absurdes. Ich erlebte Geburtstagsfeiern für Kindergartenkinder mit Mett-Igeln statt Kuchen, und Wolle Petris „Hölle, Hölle, Hölle“ statt Rolf Zuckowskis „Wie schön, dass Du geboren bist“. Ich saß neben der Hausziege (ja, einer *echten* Ziege) auf dem Sofa, bekam frittierte Schokolade (auf die Idee muss man erst einmal kommen) und allerlei selbstgebrannten Wasweisichwas serviert, wohnte einer Hamsterbeerdigung auf dem Balkon (das Grab befand sich im Balkonkasten direkt neben den Geranien) zu den Klängen des Ketchup-Songs bei (wer es bis jetzt geschafft hat, diesen Song nicht zu kennen: er eignet sich wunderbar zum Tanzen bei einer Strandparty oder ähnlichem...) und lernte den siebzehnjährigen Jason kennen, der sich einen Sarg gebastelt hatte, in dem er nun Nacht für Nacht schlief. In einem Zimmer mit schwarzen Wänden,

schwarzen Möbeln und schwarzen Vorhängen sowie allerhand Totenkopfkram. Ich schenkte ihm zum achtzehnten Geburtstag ein quietschbuntes Kuschel-Einhorn, und freute mich wahnsinnig, dass er darüber lachen konnte.

Ich habe wundervolle Erfahrungen als Familienhilfe gemacht und es genossen, diese Menschen über lange Strecken, manche sogar Jahre zu begleiten. So konnte ich miterleben, wie aus erziehungsschwachen Eltern kompetente, einfühlsame Mütter und Väter wurden und Kinder wieder Vertrauen fassten, weil es keine körperlichen Strafen oder abwertende Bemerkungen mehr gab.